

SIE HABEN GEWARTET — SIE HABEN GEWEINT

Jean-Paul Sartres Bericht über die kubanische Revolution

Castro machte ein Zeichen, das Auto verließ die Straße und fuhr durch die Felder. Wir sprangen auf die schwarzen Furchen, auf die Steine. In der Ferne standen, wie eine allgegenwärtige Drohung, Sträucher und Buschwerk bereit, den ganzen Boden der Insel bei der geringsten Nachlässigkeit wieder in Besitz zu nehmen: Eine Invasion von Spinnen am Horizont. Man sieht ihre unbeweglichen Beine, die warten.

Wir hielten vor einer Gruppe von sieben bis acht Arbeitern. Hinter ihnen eine landwirtschaftliche Maschine; zu ihrer Rechten das Auto der Kooperative. Sie hatten uns kommen sehen und keinen Augenblick gezweifelt, daß es Castro sei.

Sogleich begann ein Gespräch — kaum daß man sich begrüßt hatte. Aber seltsamerweise unterstrich gerade dieses Unmittelbare die Herzlichkeit der Begrüßung: Man kannte sich noch nicht, man hatte sich noch nie die Hand gegeben, aber diese Förmlichkeiten konnten sich auf das Notwendigste beschränken, denn alle gehörten der gleichen Familie an, alle hatten die gleichen Interessen und die gleichen Bedürfnisse.

Castro grüßte ernst, die Bauern sagten: „Guten Tag, Fidel!“ Und sogleich begann er seine Fragen zu stellen: „Wieviel? Wann? Warum nicht mehr? Warum geht es nicht schneller?“

Die Antworten ließen nicht auf sich warten: Weil die Arbeiten schlecht verteilt worden seien, weil schwierige Arbeiten unfähigen Funktionären anvertraut wurden.

Der Älteste, ein Vierziger, mit dunklem Teint und weißen Schläfen, nahm die anderen zu Zeugen: Er verstehe besser als jeder andere, Traktoren zu lenken und zu reparieren. Er habe es dem Verantwortlichen gesagt und auch bewiesen, doch dieser belasse einen Nichtsköner auf diesem Vertrauensposten — aus Starrsinn.

„Man soll mir einen Traktor geben“, sagte er zu Fidel, „und ich werde dir sofort zeigen, was ich kann.“

Castro befand sich in einem Fall wie diesem zwischen zwei Feuern: Da sind einerseits seine Vorliebe für das unmittelbare Beschließen und seine Auflehnung gegen alle Formen der bürokratischen Ordnung. Sie drängen ihn, die Angelegenheit sofort und endgültig zu regeln. (Ich stellte ihm mir vor, wie er sagt: „Hole den Traktor.“)

Andererseits: Die Ordnung, die er so zerbrechen würde, ist die der INRA (der kubanischen Agrar-Verwaltung), die er selbst eingerichtet hat und mit der er im ganzen sehr zufrieden ist.

Er weiß, daß er paradoxerweise ein ständiger Faktor der Unordnung ist. Da er leibhaftig auf der Insel umherfährt, da man ihn überall trifft, finden es die Gruppen der Arbeiter, welcher Art sie auch sind, durchaus natürlich, zu verlangen, daß er persönlich ihre Probleme regelt. Warum soll man sich mit der unteren oder der mittleren Instanz zu-

friedengeben, wenn man die höchste bei der Hand hat?

Castro verabscheut gewiß nicht, in den Herzen aller Kubaner gegenwärtig zu sein — als die Personifizierung ihres Rebellenstolzes, als die Bestätigung ihrer Macht, sich mit dem Regierungschef von Angesicht zu Angesicht auszusprechen. Aber da er zugleich trotz allem unfähig ist, den unzähligen Forderungen Genüge zu tun, und unfähig ist, sich selbst mit den Einzelheiten des nationalen Aufbaus zu belasten, schafft er die Institutionen, die Ämter, und wünscht, daß die Ordnung gewahrt bleibt.

Ich hatte gesehen, wie Celia (Castros Sekretärin) einige Eintragungen in ihr

Als ich wieder ins Auto stieg, sah ich auf der Straße einen Lastwagen vorbeifahren und in einer Wolke von Staub verschwinden.

Wir machten kehrt. Hinter uns gestikulierten unsere verärgerten Gesprächspartner heftig. Drei oder vier Kilometer lang holperten wir auf der Straße von einem Schlagloch zum anderen. Dann plötzlich war die Straße versperrt. Frauen, Kinder und Greise bildeten eine dichtgedrängte Gruppe, sie schienen gewillt, uns nicht vorbei zu lassen. Es war die Kooperative, zu welcher der Mann mit den Traktoren und seine Freunde gehörten.

Allesamt schrien: „Fidel, Fidel! Halt an!“ Wir saßen also von neuem fest. Ich



Castro, Verehrer: „Fidel, Fidel! Halt an!“

Notizbuch machte. Das bedeutete offenbar, daß Castro sich über die Situation unterrichten würde; sicher war er entschlossen, den schlechten Einsatz der produktiven Kräfte nicht mehr zu dulden. Aber ich sah auch, daß man ihn nicht dazu bringen konnte, die Verantwortlichen (der INRA), die er übrigens nicht kannte, zu blamieren.

„Wendet euch an eure unmittelbaren Vorgesetzten!“ Ein junger Mann protestierte sofort: „Die sind es ja gerade, die die Fehler gemacht haben. Darauf brauchen wir erst gar nicht zu rechnen, daß die ihre Fehler zugeben.“

„Geht mit ihnen zum Chef des Bezirks“, gab Castro geduldig zurück.

Aber von nun an hatte ich den Eindruck, daß er weiterwollte. Seine Untersuchung war abgeschlossen, er würde Jiménez (den Chef der INRA) verständigen, aber er wollte im Augenblick niemandem recht oder unrecht geben. Er stieg plötzlich wieder ins Auto und ließ die Arbeiter verblüfft stehen.

begann die Taktik zu verstehen: Sobald das Auto zum Stehen gekommen war, wurde es umringt.

Es war erstickend heiß. Ich sah Hände, vorgebeugte Gesichter, ich atmete Feuer. Fidel brummte etwas vor sich hin, Arcocha (Sartres Dolmetscher) übersetzte: „Er sagt, es ist dieser verfluchte Lastwagen gewesen, der uns angekündigt hat.“ Bekommen fügte er hinzu: „Dieser Lastwagen wird von einem zum anderen Ende der Straße Alarm schlagen, wir sind in einer Falle.“

Frauen beugten sich vor und streckten ihre geöffneten Hände aus; die einen wollten Fidel nur berühren, die anderen suchten ihn zu fassen, um ihn aus dem Wagen zu ziehen. „Das Volk verlangt, daß du unser Dorf besuchst“, sagte eine Matrone würdevoll. Fidel gab nach. Es blieb ihm einfach keine Wahl. Er stieg aus, und wir nach ihm. Ich sah ihn, wie er mit Kopf und Schultern die Menge überragte, aber er war fest eingepfercht. Seine üble Laune hatte wieder Besitz von ihm ergriffen, in sei-



Kubanische Genossenschaftsfarm: „Die Revolution hat es ausgelöst ...“

nem Gesicht zeigten sich Unsicherheit und sogar Schüchternheit.

„Er wird bis zum Dorfeingang mitgehen“, ließ uns Celia sagen. „Und dann wird er kurz entschlossen zu entkommen suchen. Stellt euch bei den Wagentüren auf und springt sofort hinein.“

Wir hatten nicht einmal die Chance zu fliehen. Auf der Straße, die wir soeben gefahren waren, erhob sich eine Staubwolke, drehte sich wie eine Windhose im Kreise, näherte sich, stürzte plötzlich wieder zu Boden und enthüllte ein altes Auto, das hinter dem unseren anhielt. Wir erkannten sofort die sieben Männer von vorhin, die darin zusammengedrängt saßen. Es waren Castros unbefriedigte Gesprächspartner, die Bauern, die wir soeben verlassen hatten. Auch sie hatten den Lastwagen vorüberfahren sehen und hatten sich gesagt, daß ihre rechtzeitig verständigten Frauen Fidel zurückhalten würden und daß sie genügend Zeit hätten, ihn einzuholen. Sie waren entschlossen, die Unterhaltung fortzusetzen.

Sie verfolgten ihn, und Fidel gab nach. Nicht sonderlich gnädig, aber auch nicht unwillig.

Ich muß sagen, daß ich bald nicht mehr wußte, woran ich war. Arcocha war nicht mehr bei mir; er war von dieser lebensprühenden, südländischen Menge mitgerissen worden und wurde nun herumgeschüttelt.

Es schien mir übrigens, als nähme die Unterhaltung eine andere Wendung. Andere junge Leute mischten sich ein, schließlich auch die Alten. Der Ton war immer der gleiche: Dringlichkeit, freundschaftliche und quicke Spannung, die nie erschlaffte. Zu Anfang ließ Castro sich die Worte entreißen. Dann sprach jemand einen Gedanken aus, der Castro in Verlegenheit zu bringen schien. Ich sah blitzschnell Fidels scharfen, unruhi-

gen Schmollausdruck. Dann begann er zu sprechen — kraftvoll, aber ohne Gewalt. Die Alten pflichteten ihm bei, die Rede war zu Ende. Wir kehrten zum Auto zurück. Man klatschte Castro Beifall und ließ ihn entschlüpfen.

Arcocha sagte mir im Wagen: „Am Ende sprach man von allem und von nichts.“

Castro wandte sich grinsend zu uns. „Ich habe sie hereingelegt“, sagte er.

„Warum?“ so fragte ich mich.

„Nun, es kam die Rede auf den Reis. Da haben wir vorgeschrieben, soundso viel Reis pro Caballeria (kubanisches Flächenmaß) anzubauen, und eine junge Frau hat mich nun attackiert: Zur Zeit ihres Vaters habe man das Doppelte angebaut.“

Er lachte: „Jiménez und seine Kollegen wissen sicher, warum sie den Anbau begrenzt haben; ich wußte es nicht. Aber da ich Vertrauen in die INRA habe und sie den pro Caballeria angebauten Reis um fünfzig Prozent herabgesetzt haben, muß man annehmen, daß die frühere Praxis schlechte Resultate lieferte. Das Experiment liegt schon lange zurück, und so habe ich die jungen Leute hereingelegt, indem ich mich an die Alten wandte: „Na und? . . .“ — und daraufhin erinnerten sich die Alten prompt an alles: daß nämlich Reis, wenn davon auf einer Fläche zuviel angebaut wird, ungenießbar wird.“

Celia schaute in den Rückspiegel. „Sie folgen uns immer noch“, sagte sie. Tatsächlich, als ich mich umdrehte, sah ich die sieben Bauern in ihrem Auto. „Das gehört zur Jagd“, sagte Castro. „Das amüsiert sie. Jedenfalls ist heute Sonntag . . .“

Im gleichen Augenblick wurde der Wagen wiederum angehalten und von einer Menge in Besitz genommen. Eine

neue Kooperative. Hier verlangten die Leute nichts. Sie schauten nur und klatschten Beifall. Aber nein, sie bildeten eine Gasse und stießen einen Priester in langer weißer Robe in die erste Reihe auf den Platz vor der Wagentür. Der Priester war sehr verlegen.

„Nun“, riefen ihm einige zu, „sprecht zu ihm, es ist Eure Chance, laßt sie Euch nicht entschlüpfen . . .“

Der Priester redete Fidel Castro wie die anderen an. Er sprach sehr schnell. Es ging ihm augenscheinlich darum, den Gedanken seines Lebens zu entwickeln, und die Minuten waren gezählt. Er hatte einen richtigen Bauernschädel und ähnelte seinen Pfarrkindern. Aber seine umgängliche und verbrauchte Stimme deutete wirkliche Kultur an.

Er habe einst, sagte er, die Gegend mit deutschen Geologen und Experten, deren Namen er nannte und deren Urteil anscheinend von Bedeutung war, durchforscht. Er sei seither, sagte er, absolut sicher, daß der Boden seines Dorfes wichtige Öllager enthalte. Man könne sie ohne weiteres ausbeuten; um so mehr, als er hierfür neue Apparate und neue Techniken entwickelt habe, die weniger kostspielig und der Bodengestalt besser angepaßt seien.

Ich habe die genauen Schlußworte seiner Rede behalten: „Fidel, ich bin dessen sicher, was ich sage. Wenn du mir Glauben schenkst, gib mir eine Million. Wenn ich Kuba in zwei Jahren nicht den doppelten Gewinn verschaffe, so laß mich erschießen!“

Castro lächelte, er legt sich niemals fest, soweit ich habe beobachten können, aber Celia notierte.

Nachdem wir den Dorfpfarrer verlassen hatten, fragte ich Castro: „Was meinen Sie zu dem, was er gesagt hat?“

„Das Öl?“ antwortete er. „Warum nicht? Schon seit langem haben ernst-

hafte Untersuchungen in der Gegend Erdgasausbrüche festgestellt.“

Er wollte fortfahren, als man uns von neuem aufhielt. Diesmal war es ein einzelner, gigantischer und wütender Neger. Er tauchte hinter einer Mauer auf, als wir durch einen kleinen Ort mit niedrigen Häusern fuhren, und stürzte auf uns zu. Er schlug mit seinen Handflächen heftig auf das Wagenverdeck. „Leichtsinniger!“ sagte er zornig zu Fidel, „schütze dein Leben, es gehört uns, nicht dir! Was hast du hier vorne im Auto verloren? Du weißt sehr gut, daß man auf dich schießen kann, daß du auf einen Lastwagen prallen kannst. Was würde dann aus uns? Es würde uns schlechter gehen. Setz dich mit Celia auf den Hintersitz, und erlaube mir, alle diese Leute, die sich im Fond breitmachen, nach vorne zu befördern.“

„Es sind meine Gäste“, sagte Fidel lächelnd.

Der Schwarze zuckte mit den Schultern: „Na und? Fahr sie spazieren, solange du willst. Aber wenn es darum geht, zu sterben, so mögen auch sie dran glauben.“

Kinder liefen schreiend auf uns zu. Der Neger bemerkte es und gab mit einer eleganten Bewegung den Weg für unser Auto frei. „Geh schon“, sagte er, „du hast es eilig. Ich werde dich nicht zurückhalten.“ Fidel lächelte breit, der Schwarze gab ihm sein Lächeln zurück, aber drohte ihm mit dem Finger.

Das Auto jagte neuen Abenteuern, neuen Unternehmungen, neuen Verschwörungen und Freundschaften zu. Zwanzigmal vom Ersticken bedroht, zwanzigmal wie durch ein Wunder befreit, erlebten Simone de Beauvoir und ich die untergehende Sonne, die, einer blutigen Tomate gleich, auf junge Tomatenpflanzen niedersank.

Der Wagen hielt noch zehn weitere Male: ein wahrer Omnibus. Wir fischten eine alte Bäuerin auf, die auf den Autobus wartete und setzten sie in ihrem Pueblo ab. Weder Castro noch seine Minister entzieten sich dem Auto-Stopp.

Hundert Eindrücke setzten sich in meinem Gedächtnis fest. Es war schade, daß sie sich miteinander vermischen würden. Ich sagte zu Arcocha: „Ich werde diese Köpfe vergessen. Sie werden sich vermengen, und ich bedaure das. Jeder dieser Bauern hatte eine so starke Persönlichkeit, und dann: Es sind Individualisten. Jeder hofft, daß Castro eines Tages vor ihm auftaucht; inzwischen denken sie nach, und jeder, gemäß seinem Charakter, legt sich eine Erfindung oder eine Kritik zurecht, aber es ist stets der gleiche Gedanke. Man kommt alle Tage darauf zurück, und ich habe überall das Gefühl gehabt, daß die Leute brüsk mit ihrer fixen Idee herauskamen und sie rasch vortrugen, aber niemals haben sie mir den Eindruck hinterlassen, daß sie improvisierten.“

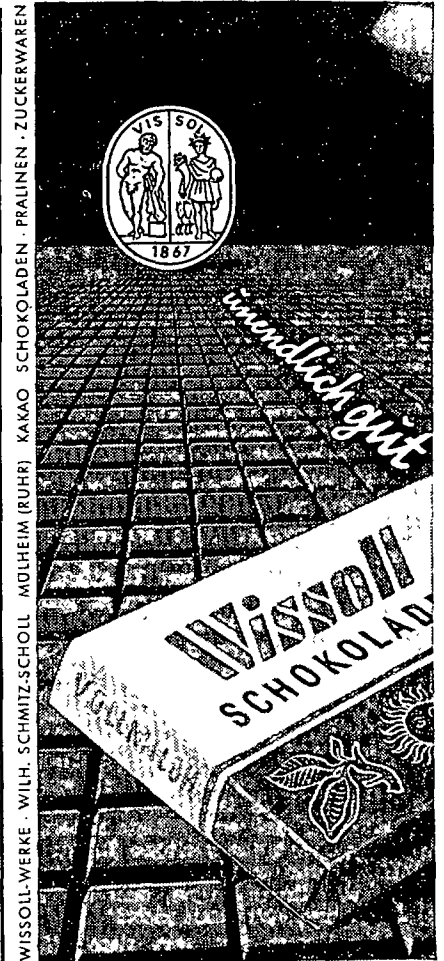
„Sagen Sie das Castro“, sagte mir Arcocha. „Nun gut“, sagte ich, „übersetzen Sie.“

Er tat es, Castro lächelte mir zu: Das Eis war gebrochen. Wir sprachen von den Bauern. Auch er hielt sie für die größten Individualisten. Was ihn an den Kooperativen begeisterte, war die Spannung, die zwischen dem gemeinsamen Willen und der freien Persönlichkeit eines jeden entstanden war: „Wenn die Verantwortlichen gut sind, haben die Arbeiter alle den leidenschaftlichen Wunsch, zusammenzuarbeiten. Es sind ihre Interessen, die auf dem Spiele stehen, und sie fühlen es. Aber was mir bei ihnen gefällt, ist, daß sie vor allem Einzelpersonen bleiben.“

„Mir ist aufgefallen“, sagte ich, „daß niemand niemandem gleicht, trotz der



... sie denken nach“: Kubanische Bauern



72. Wiener Internationale Messe

VOM 4.—11. SEPTEMBER 1960

3800 Aussteller auf 400 000 m² Areal
aus Industrie, Gewerbe, Handel
und Landwirtschaft

Offizielle Kollektivschauen
autständischer Staaten aus Europa
und Übersee

runden Hüte, trotz der Kubahemden und, zuweilen, der Macheten ... Können die Bauern eigentlich lesen?"

„Die wir gesehen haben? Mir scheint, nein, jedenfalls die meisten nicht.“

„Nun“, sagte ich, „wie ist das zu erklären, die Analphabeten haben ein kultiviertes Aussehen?“

„Das liegt daran, daß sie nachdenken“, antwortete er, „die ganze Zeit. Die Revolution hat es ausgelöst. Bei einem jeden ist das Denken in Bewegung geraten und wird so bald nicht mehr stillstehen.“

Wir hatten wieder zur Küste gefunden und waren auf eine gute Straße gelangt. Die untergehende Sonne ließ das Meer violett erscheinen.

„Wie viele Wünsche es doch gibt!“ sagte ich ihm.

Er antwortete: „Wo sollen sie mit ihrer Freiheit hin? Sie verlangen alles von uns. Das ist unser Unglück. Seit wir die Söldner verjagt haben, glauben sie, daß wir alles können.“

Er zündete seine Zigarre wieder an und sagte ein wenig traurig: „Sie täuschen sich. Es ist für hundert mutige Leute leichter, fünfzigtausend schlechte Soldaten in Staub zu verwandeln, als für sechs Millionen zähe Arbeiter, in einem Jahr die Produktion zu verdoppeln. Sehen Sie, die Tatsache, daß wir da sind und daß wir Erfolge haben, gab ihnen dieses unwandelbare Recht: Fordern! — und ausgerechnet wir sind es nun, die ihnen sagen müssen: Noch nicht, dieses Jahr noch nicht!“

„Wenn man Sie aus dem Wagen reißt“, sagte Simone de Beauvoir, „so sehen Sie zunächst in den ersten Minuten sehr schlecht gelaunt aus. Ist es nicht so?“

Er wandte sich ihr zu und schaute sie an, ohne zu antworten, intensiv wie jedesmal, wenn man von ihm spricht. Aber Celia sagt gleich: „Es ist wahr. Es ist ganz bestimmt wahr.“



Castro, Anhängerinnen: Sie haben Mut gefaßt ...

Er legte seine erloschene Zigarre vor sich hin und sagte: „Es muß wahr sein. Ich freue mich zwar, daß sie um mich herum sind und daß sie mich herumstoßen. Aber ich weiß, daß sie Dinge fordern werden, auf die sie ein Recht haben — und die ich ihnen nicht geben kann.“

Zwischen Zuckerrohrfeldern fuhren wir durch eine Siedlung. Ein Mann mit erhobenen Armen tauchte auf; er versuchte nicht, den Wagen zum Halten zu bringen, er schrie nur: „Eine Fabrik, Fidel, eine Fabrik!“, und ließ uns vorbeifahren.

„Vor drei Jahren“, sagte Fidel, „hätte er nach einem Pöstchen in einer Behörde geschrien. Sehen Sie, das ist der Fortschritt: Er will, daß alle Zuckerarbeiter während der acht Monate, in denen sie ohne Arbeit sind, in die Industrie geschickt werden. Leider werden wir das so bald nicht schaffen — und das stellt die Frage: Wird dieser Arbeiter sein revolutionäres Gewissen bewahren, wenn die Industrialisierung noch lange ausbleibt?“

Castro schwieg und wandte sich zu den Scheinwerfern um. Ich sah, wie er einige Male an seiner Zigarre sog, aber niemand wagte die Unterhaltung wieder in Fahrt zu bringen.

Ich erinnerte mich da an eine Anekdote, die mir Oltusky (ein Unterführer) erzählt hatte und die in diesem Zusammenhang eine neue Bedeutung bekam. Eines Abends, wenige Tage vor meiner Ankunft, fand ein Ministerrat statt. Alle waren sie zur vorgesehenen Stunde da, außer Castro. Schließlich entdeckten sie ihn, als sie aus dem Fenster schauten, inmitten von etwa hundert jungen Frauen und Mädchen, die weinten und schrien. Endlich gelang es Fidel, durch eine zufällig vorhandene Tür zu entschlüpfen. Nach einem Irrweg durch die Gänge erschien er im Sitzungssaal.

Seine Miene war düster. „Die jungen Frauen haben mich aufgehalten.“



Sartre-Begleiterin Simone de Beauvoir ... ihre Leiden zu verstehen

„Wir wissen es“, sagte man ihm, „sie folgen Ihnen überallhin.“

„Sie wollen ihr Recht“, antwortete er, während er sich setzte.

Diese jungen Frauen wollten Lehrerinnen werden, wenn ich mich recht erinnere. Aber eine Privatschule, die mehr oder minder ihr Vertrauen mißbrauchte, hatte ihnen ihr Geld und ein Arbeitsjahr abgenommen und ihnen schließlich ein Diplom ausgestellt, von dem die Direktoren der Schule behaupteten, daß der Staat es anerkenne und daß es das Recht gebe, Unterricht zu erteilen. Natürlich war das Diplom wertlos.

Castros Minister warteten darauf, daß die Sitzung beginne. Aber Castro blieb düster und stumm. Einer der jungen Leute beobachtete von einem Fenster aus, daß der Chor der heulenden Frauen sich noch immer auf der gleichen Stelle befand.

Castro sagte endlich mit müder Stimme: „Man muß etwas für sie tun.“ Er wandte sich an niemand Besonderen, dann wiederholte er, dieses Mal zu Hart (dem Erziehungsminister) gewandt: „Du wirst etwas für sie tun ...“

Hart protestierte, nicht weil er sich weigerte, ihnen zu helfen, sondern um sich zu rechtfertigen. „Sie sind nicht nur Opfer“, sagte er, „sondern mindestens zur Hälfte Komplizinnen. Sie sind alle beim Staatsexamen durchgefallen, und zwar mehrere Male, was ihnen die Berechtigung nahm, sich dort zu melden. Sie wußten sehr wohl, daß dieses private Diplom keinen Wert besaß; sie wollten es nur haben, um uns unter Druck zu setzen.“

Der Ministerrat war insgesamt dieser Überzeugung und gab Castro zu verstehen, daß man kostbare Zeit verliere. Diese Dämchen hätten sich selbst hereinlegen lassen, um den Staat hereinzulügen. Man müsse sie abweisen.

Fidel rührte sich nicht, und die Unbeweglichkeit dieses großen Körpers beeindruckt, sie ist pflanzenhaft. Er

wiederholte sanft, aber fest: „Man muß ihnen etwas geben, Armandó.“

Alle fragten, warum. Er antwortete mit Überzeugung, aber ohne eine andere Erklärung: „Weil sie es fordern!“

Er wies durch das Fenster auf den Hof und sagte: „Sie sind gekommen, sie haben gewartet, sie haben geweint.“

Seine Kameraden fragten überrascht: „Und das genügt?“

Er warf den Kopf hin und her und sagte mit solchem Nachdruck: „Ja, das genügt!“, daß sie es vorzogen, die Gelegenheit sofort zu regeln. Man beschloß, das private Zertifikat habe zwar keinen Wert, aber seine Besitzerinnen sollten das Recht erhalten, sich beim offiziellen Examen vorzustellen.

Oltusky hatte aus dem Vorfall einfach gefolgert: „Er hat uns eine Lektion erteilt.“

Ich selbst antwortete nichts. Ich glaubte bei Fidel eine Idee wiederzufinden, die mir zu sehr am Herzen liegt; als daß ich von ihr hätte sprechen wollen. Höchstens zu ihm. Im sanften Grau des Abends sah ich jetzt seine breiten Schultern vor mir, und ich sagte mir, man muß ihn selbst befragen.

Ich fragte ihn: „Haben alle, die irgend etwas, es sei, was es wolle, verlangen, das Recht, es zu erhalten ...“

Arcocha übersetzte. Fidel schwieg.

Ich insistierte: „Ist das Ihre Meinung?“

Er sog an seiner Zigarre und sagte schließlich und nachdrücklich: „Ja!“

„Weil die Forderungen auf diese oder jene Art ein Bedürfnis ausdrücken?“

Er antwortete, ohne sich umzudrehen: „Das Bedürfnis eines Menschen ist sein fundamentales Recht. Es überragt alle anderen Rechte.“

„Und wenn man nun von Ihnen den Mond verlangen würde?“ fragte ich, der Antwort sicher.

Er sog an seiner Zigarre, stellte fest, daß sie erloschen war, legte sie weg und wandte sich mir zu. „Wenn man von mir den Mond verlangen würde“, antwortete er, „so deshalb, weil man ihn nötig hätte.“

Ich habe wenig Freunde. Deshalb messe ich der Freundschaft große Bedeutung bei. Nach dieser Antwort fühlte ich, daß er einer meiner Freunde geworden war, aber ich wollte ihm mit dieser Mitteilung nicht die Zeit stehlen.

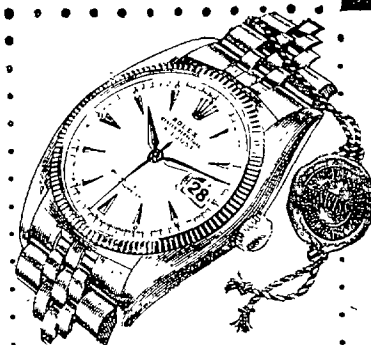
Ich sagte ihm einfach: „Sie nennen die kubanische Revolution einen Humanismus. Warum nicht? Aber ich kenne, was mich angeht, nur einen Humanismus, der sich weder auf die Arbeit noch auf die Kultur, sondern vor allem anderen auf das Bedürfnis gründet.“

„Es gibt keinen anderen“, sagte er mir. Und zu Simone de Beauvoir gewandt: „Von Zeit zu Zeit jagen mir die Menschen wirklich Furcht ein. Weil wir da sind, wagen sie, ihre Bedürfnisse zu entdecken; sie haben Mut gefaßt, ihre Leiden zu verstehen und zu verlangen, daß man ihnen ein Ende bereitet, kurz, es sind Menschen. Und was geben wir ihnen?“

Seine Gedanken glitten plötzlich ab, aber ich folgte ihnen ohne Mühe. Er sagte mit abrupter Stimme: „Es ist nötig, daß wir von jedem alles Mögliche verlangen, aber niemals werde ich diese Generation den folgenden opfern. Das wäre abstrakt.“

Fortsetzung folgt

Die Großen der Gegenwart tragen Rolex-Uhren!



- Die Rolex Datejust, Luxus-Modell 6605, ist durch das patentierte Oystergehäuse absolut luft- und wasserdicht verschlossen. Sie zieht sich selbsttätig auf und zeigt durch einen Ausschnitt im Zifferblatt automatisch das Datum - vom „Zyklop-Auge“ 2 1/2mal vergrößert! Die Uhr ist mit einem amtlich geprüften Chronometerwerk ausgerüstet.
- Die Datejust erhalten Sie in feinstem Edelmetall und auch in 18 K. Gold.
- Rolex-Modelle in verschiedenen Ausführungen sind auch in Deutschland in führenden Fachgeschäften erhältlich. Fordern Sie unseren Spezialitätenkatalog an, damit Sie Ihr Modell in Ruhe auswählen können.

Täglich hören oder lesen Sie von den Prominenten, in deren Händen die großen Entscheidungen des Weltgeschehens liegen. Was sie sagen und tun, geht uns alle an. Die Namen dieser großen Männer sind Ihnen vertraut wie Ihr eigener, und von den Bildreportagen der Zeitungen und Wochenschauen wissen Sie, wie sie aussehen, sich kleiden und wie sie leben.

Sie werden ihnen immer wieder begegnen, und wenn Sie sich die kleine Mühe machen, sie genau zu betrachten, wird es Ihnen nicht entgehen, daß sie fast alle eine Armbanduhr tragen. Und diese Uhr ist in den meisten Fällen eine Rolex!

Die Tatsache, daß sich die höchste Prominenz der Welt bei ihrem verantwortungsvollen Handeln auf die Präzision einer Rolex verläßt, ist mehr als eine Empfehlung! Die Rolex wird diesen „allerhöchsten“ Ansprüchen in jeder Weise gerecht.



ROLEX

Ein Markstein in der Geschichte der Zeitmessung

Die weltbekannten Tudor-Uhren sind eine Zweigfabrikation von Rolex-Genf.

Rolex Uhren AG, Genf/Schweiz (Gründer H. Wilsdorf) Rolex Uhren G.m.b.H., Köln/Rh., Burgmauer 6